Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 1

Artikel: Alpaufzug
Autor: Jegerlehner, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661134

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wohl gedeckt durch seine Vorposten den Angriff erwartete. Dann kam Leben in die sich wie eine große Schlange durch den Schnee windende Kolonne. In weit auseinander gezogenen Linien, jede Bodenerhebung als Deckung benutzend, ging es vor und prasselnd hallte das Gewehrfeuer durch die trostlose Einöde bis zum Gefechtsabbruch, dem die Kritik durch den Oberstleutnant Mercier folgte. Indessen führten die Säumer den Proviant heran. So zogen sich die Übungen bis zum Sonntage hin, wo es dann nach einem Feldgottesdienste, zu dem der Altar wieder durch die Säumer nachgeführt war, den wohlverdienten Ruhetag gab, als Vorbereitung auf die weiteren fünf Übungstage. Streng ging es dort oben zu, und oft genug gab es schwierige Situationen, wo der Mann, bepackt, wie es der Gebirgs-Infanterist ist, seine ganze Geschicklichkeit einsetzen mußte. Wenn trotz allem fast niemand „schlapp" wurde, so kann das nur einen Rückschluß auf die vorzügliche Mannschaftsbeschaffenheit des Schweizer Heeres gewähren und auf die vorzügliche Organisation des Ganzen, die auch in dem tadellosen Funktionieren der Feldpost zum Ausdruck kam.

Ch.

Alpaufzug.

Von Johannes Jegerlehner.

Der Alpaufzug, welch ein Festtag im Leben der Aelpler, besonders in den südlichen Seitentälern des mittleren und untern Wallis, wo mit dem Bezug der Alp Tierkämpfe verbunden sind, denen seit uralter Zeit eine feste Organisation zu Grunde liegt.

Ich hatte die schönste der 17 Eringeralpen ausgewählt, um dem Kampfspiel beizuwohnen. Hoch über dem Arollagletscher liegt die Alpe Pras gras, wohin die sonntäglich gekleideten Besitzer ihre kleinen Herden treiben. Dazu bedienen sie sich eines Stockes oder der Chargot. Die Chargot, anderswo auch Gorgia geheißen, ist eine Peitsche, die aus einem kurzen gedrechselten, mit Messingknöpfen beschlagenen Stock besteht, an dessen einem Ende ein breiter Lederriemen hängt, während am anderen Ende sieben messingene Ringe befestigt sind, deren Geklirr beim Schütteln das Vieh vorwärts schreckt. Diese äußerst solid gearbeitete, eine Generation aushaltende Peitsche ist jetzt im Verschwinden begriffen und man ersetzt sie gerne durch die gewöhnliche, viel leichter zu handhabende Knallgeißel.

Der Aufstieg durch den sich lichtenden Föhren- und Tannenwald vollzieht sich langsam. Die Tiere dürfen nicht müde werden, und darum läßt man ihnen Zeit, im Vorbeimarschieren mit aller Muße die leckeren Kräuterbüschel abzugrasen, die zwischen Geröllblöcken und schwellenden Steinpolstern üppig sprießen. Die Gebieterin des Trupps, dem ich folge, die Philomene, sitzt kokett auf ihrem Maultier und treibt mit ihrer grünen Gerte und einem langgezogenen Tiau die kastanienbraunen Vierfüßer vor sich her, die immer

wieder vom schmalen Pfad ablenken und hinter den saftigen Waldkräutern vergessen, daß sie hier nicht auf der Weide stehen.

Ich kenne die Philomene schon seit Jahren und glaube, daß sie die schönste Evolenerin ist. Unter dem koketten Schräghütchen blitzen ihre schwarzen Augen, und wenn sie lacht, schimmern die Zähne wie Kirschenblust. Ihr Bild wird jedes Jahr auf den Ansichtskarten der vielen Sommerfrischler in alle Welt versandt.

Noch einige steile Zickzacks und der Wald liegt hinter uns, vor uns auch schon die Alp mit einem Dutzend kleinen steinernen Hütten. Ohne Halt geht es noch ein Stück weiter hinauf zu einem amphitheatralisch sich ausweitenden Staffel, auf dem schon reges Leben herrscht. Die Herde zählt gegen hundert Stück und erhält immer noch Zuwachs. Da jede Kuh ihre Trinkel am Halse trägt und keine auf den Ton der andern gestimmt ist, verstärkt sich das hundertstimmige Gebimmel zum herrlichsten Herdengeläute. Die Kühe, die reichlich frisches Futter finden, zeigen vorläufig keine Lust sich zu entfernen. Nur ein prächtig gezotteter Geißbock und die flinken Ziegen tummeln sich nach Belieben; es sind die Clowns, die den zudringlichen Photographen den tollsten Schabernack spielen.

Es ist ächte Eringerrasse, was sich hier tummelt. Da sieht man lauter kleine, ungemein intelligente, temperamentvolle Vierfüßer von ziegenhafter Behendigkeit. Das Fell ist feuerrot oder kastanienbraun; Muffel, Hufe und Hornspitzen sind schwarz; Flecken auf dem Kopf, dem Rücken oder auf den Lenden verraten schon unreine Abstammung.

Um die Mittagszeit sind die Hornspitzen der zum Kampf zugelassenen Kühe, etwa ein Drittel der auf 130 Köpfe angewachsenen Herde gestutzt und mit einem Stein abgerundet, um Verletzungen vorzubeugen, und der Zweikampf beginnt. Eine solche Arena habe ich noch nirgends gesehen. In nächster Nähe blicken und funkeln die Gletscher, die wie geschmolzenes Silber erglänzen, der Himmel wölbt sich urblau und rein und der Rasen glitzert frisch und taunaß im herrlichsten Farbenspiel. Das leuchtet und strahlt nur so von Veilchen, Anemonen und rotem Enzian, von Sonnengold und dem Purpurglanz der Morgenröte.

Der Stechplatz ist umlagert von der fashionablen Welt aus den Hotels am Arollagletscher und von den stark dazu kontrastierenden Einheimischen, die dem Schauspiel in gespannter Erwartung zusehen. Die alte Angéline hat sich einen Strauß von Alpenveilchen in ihr Mieder gesteckt, der das runzelige Gesicht um viele Jahre verjüngt.

In der Herde herrscht eine gewisse Spannung, die bald in zornigen kurzen Lauten, bald in langgezogenem dumpfen Brüllen, ähnlich dem Röhren der Hirsche, sich kundgibt. Als ob die starken unter den Tieren den Augenblick nicht erwarten könnten, wo sie an den Gegner herangeführt werden.

Die vermöglichen Bauern haben ihren schönsten Kühen, die sich voraussichtlich messen werden, seit Wochen die beste Pflege angedeihen lassen. Statt der gewöhnlichen Stallfütterung das beste Heu, dazu viel Roggenbrot und Getreide, am Morgen des Aufstieges noch in Wein getränktes Brot, dessen Erfolg mir immerhin problematisch erscheint, da bis gegen Mittag die Wirkung des Alkohols längst aufgehoben sein muß.

Im einzelnen läßt sich der Hörnerkampf der Tiere nicht besser als mit unsern Schwingfesten vergleichen. Die zwei Kühe werden am Halsband in die Arena geführt. Eine geraume Zeit tun sie, als ob sie nichts miteinander zu schaffen hätten. Jede wühlt für sich mit den Hörnern im Boden, scharrt den Rasen auf, in den Augen funktelt ein unheimliches Feuer, dann einige langsame Drehungen um die eigene Achse, den Kopf immer zu Boden gesenkt, die Hörner nähern sich fast wie zufällig, eine blitzartige Bewegung, ein Puffen der anschlagenden Stirnflächen — und die Gegner messen sich. Die kurzen, leichtgebogenen Hörner greifen ineinander wie zwei glatte Epheustämme, die Muskeln sich stemmenden Beine sind straff, jetzt eine rasche Drehung, ein Schädel gleitet vom andern ab, aber sofort ist der Kontakt wieder hergestellt. Der Kampf nimmt sein Ende, sobald einer der Kämpfer aus der Arena hinausgestoßen ist, was oft erst nach langer Zeit erfolgt. Höchst komisch wirkt es, wenn der eine der Zweihörner, die überlegene Stoßkraft des Gegners verspürend, sich schleunigst aus der hörnernen Umschlingung loslöst und feige der Arena entflieht. Die besiegten Tiere wählen ihren Weideplatz gerne möglichst weit vom Stechplatz, um den sie sich nicht mehr kümmern, als ob sie sich ihres Unterliegens schämten, während die Sieger sich immer wieder nähern.

Die Photographen sind in fieberhafter Tätigkeit und stören durch ihr hastiges Hin- und Herlaufen und Herumschnüffeln den Betrieb. Wenn der langbeinige John Bull mit seinem schweren Kasten immer wieder hervorspringt und den gegebenen Moment zum Abklappen doch nicht findet, weil die Tiere ihm nicht Pose stehen wollen, so wirkt das auf die Dauer lästig und nimmt sich lächerlich aus. Man muß sich mit diesem grassierenden Übel leider auch schon hier oben abzufinden suchen.

Bei den kämpfenden Tieren konnte nie die geringste Verletzung konstatiert werden, wenn schon die Schädel fest aufeinander prallen und die kleinen Vierfüßer eine unheimliche Stemmkraft entwickeln. Sonderbarer Weise bleiben die Augen stets unverletzt; wer aber die Ringer genau verfolgt, kann ganz gut beobachten, wie die Tiere, ich möchte fast sagen gegenseitige Rücksicht und Schonung walten lassen. Nur selten kommt es zu einem „unreglementarischen Lupf" durch Stechen in die Seite oder Aufladen auf die Hörner. Geschieht es einmal, so hat der Gegner, sobald er über eine zähe Muskulatur verfügt, leichtes Spiel; wie einen Schiebkarren stößt er

den vorn emporgeschnellten Partner dem Rande der Ebene zu. Alsbald aber eilen die Kampfrichter herzu und treiben den „Mogler" aus der Arena. Das geschah auch mit Moteila, dem Lieblingstiere Angélinens, dem sie kurz vorher noch weinübergossenes Brot zugesteckt, und das nun in unbändiger Kampfeslust mit dem Gegner so kurz abfahren wollte. Eine Träne rollt über die Wange der Alten. „Tröste dich, Angéline! Moteila ist noch jung und wird das nächste Jahr mehr Ehre einlegen."

Die Siegerin des ersten Ganges kommt zum Ausstich.

Gegen Abend ist das eigenartige Kampfspiel zu Ende, eine glatte, festgebaute Kuh die Königin. Sie gehört dem reichsten Bauer von Haudère, der 10 Stück zum Kampfe gestellt und seit 33 Jahren immer als Sieger daraus hervorgegangen ist. Sie wird nun während der Alpweide von den übrigen Tieren nach Gebühr respektiert werden und beim Abstieg von der Alp im September die große Glocke am Hals mit Blätter- und Blumenschmuck hübsch herausgeputzt an der Spitze des Zuges schreiten.

Leider triumphiert auch bei diesen Älplerfesten der Reichtum. Während sich der arme Teufel mit seiner einzigen Ringkuh selten oder nie an die Spitze bringt, stellt der Großbauer die größte Zahl wohlgenährter zum Kampf gestählter Tiere, von denen eine schließlich die andern alle niederringt. Es ist dies umso bedauerlicher, als der Ausgang des Kampfes das Leben dieser Talleute stark beeinflußt und die Wahlen in die Orts- und Landesbehörden oft entscheidet. Besitzer der Königin zu sein, gilt dem Bauer dieser Berge als das Erstrebenswerteste, namentlich wenn er nach einem Amte geizt; deshalb mag es hie und da vorkommen, besonders auf den kleinen abgelegenen Alpen, wo keine Zuschauer und oft auch die Besitzer sich nicht einstellen, daß die Sennen sich bestechen lassen und nach ihrem Belieben die Königin bestimmen.

Obwohl es heute hier oben den Anschein hat, als ob man sich um die Ladies und ihre Begleiter nicht kümmere, mag doch die große Zahl der fremden Gäste schuld sein, daß eine gewisse gereizte Stimmung bei den verschiedenen Besitzern nicht zu stärkerem Ausdruck gelangte. Die Bauern konnten sich über die Aufstellung der Ringerpaare oft lange nicht einigen, da jeder für sein Tier einen möglichst schwachen Partner verlangte. Es ist auch schon vorgekommen, daß die Leute mit Faust und Messer hinter einander geraten sind.

Alle Versuche, diese Tierkämpfe zu unterdrücken, sind am aggressiven Temperament der flinken Tiere gescheitert und wir bedauern es nicht. Warum soll man in übertriebener Sentimentalität eine seit Jahrhunderten festgewurzelte Volkssitte ausrotten, der nichts Rohes, Gefühlverletzendes anhaftet, indem die Tierkämpfe nie an gefährlichen steilen Halden, sondern meistens auf einem Staffel sich abspielen und ein um so anziehenderes Schauspiel bieten, als Tierquälereien durchaus ausgeschlossen sind. Im Gegen-

teil, man sollte die Bauern sehen, wie sie ihre Tiere hätscheln und liebkosen und sich das Brot am Munde absparen, um es im Stall austeilen zu können.

Die einzelnen immer noch scharf geschiedenen Grüpplein werden nach beendigtem Kampf vereinigt, die große Herde zieht den Ställen zu, die Touristen verschwinden und die Arena bleibt leer und verlassen.

Nur die Bächlein rauschen und singen weiter in die niedersinkende Nacht, während am Himmel die Sterne flimmern, die größer und strahlender als in der Ebene, die Spitzen der Berge wie Diamanten krönen.

---

† Fritz Marti.

Im Oktober 1897 eröffnete Fritz Marti als Redaktor den ersten Jahrgang des Häuslichen Herdes, durchdrungen von der Zuversicht, daß eine volkstümlich gehaltene Monatsschrift eine Lücke ausfüllen könne in unserm sonst so reichen „Blätterwald". Der arbeitsame Mensch brauche Sonntagsgedanken, um sich von innen heraus zu erfrischen, meinte er. Der Monatsschrift sollte alles kleinliche Parteigezänke fern bleiben, man sollte darin Erholung finden von den Kümmernissen des Tages, wobei er natürlich nicht darauf verzichtete, bei der Auswahl des Lesestoffes der Wirklichkeit in die Augen zu sehen. Die Herzen der Leser sollten sich erwärmen können an dem, was ihnen in Wort und Bild gegeben wurde. Das Beste schien ihm für eine Volksschrift gerade gut genug. Gelegenheit sollte geschaffen werden, damit die im hastigen Kampf ums Dasein sich zerstreuenden Menschen ihr besseres Selbst wieder finden und sich seelisch sammeln könnten. Dem Volke war er mit ganzem Herzen zugetan und blieb es bis ans Ende seines Lebens. Es stellte sich denn auch ein ansehnlicher Leserkreis ein, und als er zwei Jahre später das ihm liebgewordene Amt aufgab, um als Redaktor des Feuilletons der Neuen Zürcher-Zeitung in einen weiteren Wirkungskreis einzutreten, zählte unser Unternehmen schon gegen 5000 Abonnenten. Er blieb ihm zeitlebens ein Freund und förderte es an seinem Orte.

Nun deckt die Augen des trefflichen Mannes, die so gerne ins Licht blickten und so gierig die Schönheit der Erde und aller Kunst in sich aufnahmen, seit Monatsfrist die dunkle Scholle. 1866 in Othmarsingen im Aargau als Sohn armer Eltern geboren, starb er am 8. August in Zürich, wo er seine zweite Heimat gefunden hatte. Seine Jugend kann miterleben, wer sein bilderreiches „Vorspiel des Lebens" (1897), eine Erzählung in Kindergeschichten, liest; besonders wohlhabenden Leuten mag das Verständnis für den Jubelruf des Jungen aufgehen, als es ihm, lange von seinem Paten hintangehalten, durch den Dorfammann möglich gemacht wird, sich zum Lehrer auszubilden: „Ich soll — ich darf — ich kann in die Schule!" Die Erfahrungen der Lehr- und Mannesjahre erschließt uns der große Roman „Die Schule der Leidenschaft", wogegen die neuen Schweizer Idyllen „Sonnenglauben", obschon sie viel persönlichen Einschlag enthalten, im ganzen das Leben objektiv zu gestalten suchen und sich nach künstlerischen